

Berufsbildung nicht nur für Schweizer

Jugendliche mit Migrationshintergrund haben klare Präferenzen für ihren Bildungsweg: Sie machen weniger häufig eine Lehre.

Nötig ist eine verstärkte Aufklärung über die Vorzüge der dualen Berufsbildung im Inland und im Ausland. Von Stefan Wolter

Die deutsche Bildungsministerin schliesst mit Spanien ein Abkommen, um mittels Berufsbildungsexport die Rekordarbeitslosigkeit unter spanischen Jugendlichen zu lindern. Gleichzeitig überqueren jeden Tag Hunderte in der Schweiz lebende deutsche Schülerinnen und Schüler die Schweizer Grenze nach Deutschland, um dort das Gymnasium besuchen zu können und nicht etwa in der Schweiz eine Lehre absolvieren zu müssen. Während internationale Organisationen den Ländern mit ausschliesslich oder mehrheitlich vollschulischen Ausbildungsmodellen raten, sich vermehrt an den deutschsprachigen, dänischen oder niederländischen Berufsbildungsmodellen zu orientieren, hat die Berufsbildung selbst in einem Land wie der Schweiz augenscheinlich Mühe, ausländische Eltern von den Vorzügen dieses Ausbildungsmodells zu überzeugen, wie eine vertiefte neue Analyse der jüngsten Pisa-Daten zeigt.

Differenz von 40 Prozent

Wie gross die Kluft zwischen einheimischen Schülern und Migrantenkindern in der Schweiz ist, zeigt sich erst wirklich bei der Berücksichtigung der schulischen Leistungen bei der Berufswahl. Zwar scheinen auf den ersten Blick fast gleich viele Schweizer und ausländische Jugendliche nach Schulabschluss eine Lehre machen zu wollen. Dabei wird ausser acht gelassen, dass durchschnittliche Jugendliche mit Migrationshintergrund immer noch ein erhebliches schulisches Leistungsdefizit gegenüber einheimischen Schulabgängern aufweisen.

Vergleicht man hingegen Jugendliche mit gleichen schulischen Leistungen und gleicher sozialer Herkunft, dann wollen im Vergleich zu den einheimischen Schulabgängern 40 Prozent weniger Jugendliche der ersten Ausländergeneration eine Lehre machen. Spiegelbildlich liegt die Absicht, ein Gymnasium zu besuchen, 30 Prozent höher.

Man könnte versucht sein, solch drastisch unterschiedliche Bildungsabsichten einzig durch die fehlende Vertrautheit mit dem Schweizer Bildungswesen dieser noch im Ausland geborenen Jugendlichen zu erklären. Aber bei den Migranten der zweiten Generation sind praktisch dieselben Differenzen beobachtbar. Diese zieht es zwar etwas weniger in die Gymnasien und dafür vermehrt in andere vollschulische Alternativen wie Fachmittelschulen, aber ihre Abneigung gegen die Berufslehre ist im gleichen Masse ausgeprägt. Jugendliche mit Migrationshintergrund verhalten sich also in der Schweiz in ihren Bildungspräferenzen ähnlich wie einheimische Kinder akademisch gebildeter Eltern: alles, nur keine Berufslehre!

Drei Punkte müssen bei der Erklärung für solch

unterschiedliche Ausprägungen von Bildungswünschen näher betrachtet und angegangen werden.

Erstens besteht leider bei noch zu vielen ausländischen, aber auch einheimischen Eltern eine zu grosse Unkenntnis über die Bildungsreformen der neunziger Jahre und ihre Wirkungen auf die Bildungskarrieren von Jugendlichen von heute. Die Schaffung der Berufsmaturität wie auch der Paserelle Dubs hat für Jugendliche, die ihre Bildungslaufbahn nach der obligatorischen Schule mit einer Berufslehre fortsetzen, nicht nur die Möglichkeit für ein Studium an einer Fachhochschule eröffnet, sondern bei vorhandener Begabung und Neigung eben auch die Möglichkeit, ohne zeitlichen Verlust in den akademischen Zweig der tertiären Stufe zu wechseln. Bei gegebener Begabung gewährt das schweizerische Bildungswesen die vollständige Durchlässigkeit. Für die Bildungskarriere eines Jugendlichen spielt es nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch keine Rolle mehr, in welchem Zweig des Bildungswesens man seine nachobligatorische Schulzeit fortgesetzt hat.

Der sichere Weg?

Zweitens glauben viele Eltern fälschlicherweise immer noch daran, dass der akademische Weg der sichere Bildungsentscheid sei, und unterschätzen dabei, welche Risiken Jugendliche im kompetitiven Schweizer Universitätssystem erwarten. Nicht jeder Gymnasiast startet später als Akademiker eine Berufskarriere. Mehr als jeder zehnte Schweizer Maturand fängt gar nie ein Universitätsstudium an, jeder vierte Studierende verlässt die Universität ohne Abschluss, und fast jeder zehnte Akademiker findet dauerhaft keine Stelle, für die ein Hochschulabschluss nötig gewesen wäre. Werden diese Karriereverläufe auch thematisiert, wenn Eltern, Lehrer und Berufsberater ihre Ausbildungsempfehlungen abgeben?

Drittens ist es unbestreitbar und für ausländische Eltern wohl entscheidend, dass in Ländern ohne ausgeprägte Berufsbildungstradition selbst hervorragende Schweizer Berufsbildungsabschlüsse wenig gelten. Aus dieser Optik stellt die Entscheidung gegen eine Berufslehre in der Schweiz ein rationales Verhalten von Eltern dar, die davon ausgehen, dass die eignen Kinder ihr Leben vielleicht ausserhalb der Schweiz fortsetzen.

Internationale Reputation wichtig

Dieser Punkt zeigt deshalb deutlich, dass die internationale Reputation und Anerkennung der Schweizer Berufsbildung eine notwendige Bedingung dafür ist, dass die Berufsbildung auch in der Schweiz zukunftsfähig bleibt. Es ist daher zu hof-

fen, dass die grossen Anstrengungen des Bundesamtes für Berufsbildung und Technologie für die Internationalisierung der Berufsbildung auch im neuen Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation ihre Fortsetzung finden werden.

Eine Berufsbildung, die wie heute lediglich von Kindern einheimischer Eltern ohne akademische Bildung in Anspruch genommen wird, ist auch für die Schweiz kein zukunftsträchtiges Modell. Damit die Berufsbildung als gleichwertige Alternative (nicht als Konkurrenz) zur akademischen Ausbildung wahrgenommen wird, braucht es sowohl im Inland wie im Ausland Aufklärung, damit einzig Neigungen und Fähigkeiten den Ausschlag zur Bildungswahl geben und somit talentierte und motivierte Jugendliche in beiden Typen des schweizerischen Bildungswesens vertreten sind.

Stefan Wolter ist Präsident der Expertengruppe Berufsbildung der OECD. An der Universität Bern leitet er die Forschungsstelle für Bildungsökonomie.